

Oslo die Aufteilung in einen israelischen und einen palästinensischen Staat vorbereiten sollten.

»Sie werfen unseren Staat den Feinden zum Fraß vor um ein paar freundlicher Worte der Amerikaner und Europäer willen, und meine Frau stellt dafür die Pläne zusammen«, hatte der Vater am Schabbattisch gewettert.

»Es ist unsere Regierung«, meinte die Mutter damals lakonisch. Sie hatte sich politischen Diskussionen seit jeher nach Möglichkeit entzogen, und niemand in der Familie war ganz sicher, welchen Listenzettel sie in der Wahlkabine in das blaue Wahlcouvert steckte.

»Eine schöne Regierung«, hatte der Vater weitergeschimpft. »Für so was haben sie überhaupt kein Mandat.« Das war ein weitherum hörbares Argument der damaligen rechten Opposition.

»Haben sie denn nur dann ein Mandat, wenn auch Doktor Elizur Glass sein ausdrückliches Einverständnis gegeben hat?«, hatte die Mutter entgegnet und die Diskussion über dieses Thema ein- für allemal beendet.

Doch all dies war lange her. Inzwischen waren die Eltern längst in Pension, und so sehr der Vater sich immer darauf gefreut hatte, Zeit zu haben, um sich noch mehr für seine Synagoge zu engagieren und mehr Schiurim zu besuchen – die Mutter hatte sich zuletzt auch darin durchgesetzt, dass sie kurz vor der Pensionierung eine kleine Zweitwohnung an den Hängen von Tiberias kauften, wo sie nun einen Teil des Jahres verbrachten. Von dort aus sah das Ehepaar Glass nun direkt hinunter auf den Kinneret-See (bis heute war ihre Mutter die Einzige, die Kinny bei ihrem offiziellen Namen Kinneret rief) und das am anderen Seeufer liegende Hochplateau des Golan, der seit seiner Eroberung im Sechstagekrieg für viele Israelis zur Erfüllung einer Suche nach fast menschenleeren und fruchtbaren Landschaften mit großartigen Ausblicken geworden war.

Kinny hatte ihre Eltern beknet, nach Jerusalem zurückzukehren, als die Viruskrise sich abzeichnen begann, um sie in der Nähe zu haben, aber sie hatten sich geweigert. Es fehle ihnen hier an nichts, erklärten sie, und an diesem eintönigen Spruch hatten sie während der ganzen Wochen festgehalten. Das Essen ließen sie sich liefern, mit den Kleidern, die sie in Tiberias hatten, kamen sie aus, die Synagogen waren sowieso im ganzen Land geschlossen, sodass dem Vater auch seine Synagoge hier nicht mehr fehlte als in Jerusalem. Und medizinische Dienste, selbst ein Krankenhaus, gebe es in Tiberias schließlich auch.

Heute kamen die Eltern Kinny mit dem Anruf zuvor. Es war nicht ihre Mutter, sondern der Vater, der anrief.

»Wer war das?«, fragte er, nach nur knappem Gruß.

»Guten Morgen, *Aba*. Du meinst, wer die Wacholders umgebracht hat?«

»Ja. Wer war das?«, wiederholte er. »Was sagt die Polizei?«

Kinny versuchte ihm klarzumachen, was er ja eigentlich sehr genau wusste: dass sie nicht die Verkörperung der Polizei und das Ermitteln nicht primär ihre Aufgabe war. Sie wisse deshalb auch nicht mehr als das, was sie heute morgen im Radio gehört habe.

»Ach, mach dich bitte nicht lustig über mich. Was ihr den Medien sagt und was ihr wirklich wisst, sind doch zwei verschiedene Paar Schuhe. Dein Freund hält dich sicher auf dem Laufenden.«

»Du meinst Nissim? Er ist nicht mein Freund.«

Sie mochte es nicht, wenn Nissim leichthin als ihr Freund betitelt wurde, schon gar nicht von ihren Eltern.

»Ist ja auch egal«, sagte der Vater. »Wichtig ist, dass ihr die Schurken rasch findet.«

»Die Kollegen tun ihr Bestes, glaub mir. Und wie geht es euch so?«

»Na, uns geht's immer gut. *Ima* ist grade beschäftigt, sie ruft dich später an. Schönen Tag.« Und schon hatte er aufgelegt.

»Ja, *Aba*, mir geht's auch gut, danke der Nachfrage«, brummte Kinny kopfschüttelnd in das Besetzzeichen ihres Telefons hinein. Ihr Vater konnte die Fürsorge selbst sein, aber mit zunehmendem Alter kam es bei ihm immer häufiger vor, dass er sich auf bestimmte Dinge fixierte und dann für eine Zeitlang alles andere aus dem Blick verlor.

Vor fünfundzwanzig Jahren, als Rabin erschossen wurde, war das Land in eine Art Schockstarre gefallen. Die Zeitungen publizierten Fotos von den Tausenden Gedenkkerzen auf dem Platz der Könige Israels in Tel Aviv, der später in Jizchak-Rabin-Platz umbenannt wurde. Sie porträtierten einzelne Jugendliche, die in unklarer, aber offenbar sinisterer Beziehung zum rechtsextremen Mörder standen, und vor allem berichteten die Medien von der kilometerlangen Schlange von Menschen, die anstanden, um dem vor der Knesset aufgebahrten Ermordeten die letzte Ehre zu erweisen. Aber woran sich Kinny bis heute erinnerte, das waren vor allem die leeren Gesichter der Menschen auf der Straße und im Bus am Morgen nach der Tat. Man wagte nicht einmal, einander ins Gesicht zu schauen, Bekannte grüßten sich höchstens flüchtig, ein Schleier lag über den Menschen, eine Art Dunst aus Schuld und Trauer darüber, dass das hatte geschehen können, dass man es hatte geschehen lassen. Die kollektiven Trauergesten, die Kinny am religiösen Trauertag von Tischa beAv in den Synagogen oft inszeniert und einstudiert vorgekommen waren – hier zeigten sie sich in ihrer natürlichen, schmerzlichsten Form.

Der Mord an Ruchama und Gil Wacholder war ebenfalls in aller Munde und machte die Menschen perplex, aber die Öffentlichkeit, in der man die Trauer hätte ausleben oder spüren können, existierte im *seger* nicht. Jeder saß in seiner Zelle aufgehoben oder gefangen, manche mit großartigem Blick über den Kinneret, andere in Hochhauswohnungen mit einem verlockenden Abgrund hinter dem Balkongeländer, Kinny in ihrer Wohnung in der German Colony, die ihr zu groß vorgekommen wäre, wenn Mia nicht dagewesen wäre.

Es war nicht einfach, Polizeipsychologin im Homeoffice zu sein. Supervisionen mit den Beamten per Video durchzuführen hatte sich als praktisch unmöglich erwiesen. Manche hatten gar keinen Computer zur Verfügung, weil ihn die Kinder für ihren virtuellen Unterricht brauchten, bei anderen turnten die Kinder während der Sitzung durchs Zimmer, stellten die Wohnung auf den Kopf, riefen aus Jux oder Ungeduld nach den Eltern oder schnitten Grimassen in die Kamera. Doch auch diejenigen, die in ruhigen, eigenen Zimmern saßen, waren nicht wirklich bei der Sache, und man konnte nur vermuten, dass sie nebenbei, treuherzig in die Bildschirmkamera schauend, ihre Profile in den sozialen Netzwerken optimierten oder Nachrichten lasen.

Nach wenigen Versuchen hatte Kinny diese Gruppentreffen im virtuellen Raum aufgegeben. Sie hielt sich weiter zur Verfügung für Einzelgespräche, doch sie merkte schnell, dass das Interesse daran gering war. Auch Polizeibeamte, die sonst immer mal wieder in ihr Büro geschneit waren oder sie angerufen hatten, um einen Termin auszumachen, hielten sich zurück, und die bereits vereinbarten Treffen wurden meist mit Verweis auf die komplizierten Umstände abgesagt. Wer Bedarf hatte, mit ihr zu sprechen, wollte sie nicht in einem kleinen Planquadrat auf dem Bildschirm treffen. Sie hakte nicht nach. Druck aufzubauen war in dieser Situation sicher das Falsche.

Anfangs war sie noch mit einigem beschäftigt gewesen, was sie aufarbeiten musste: Berichte, Protokolle, Gutachten. Doch nach kurzer Zeit ging ihr diese Arbeit aus, Notfälle wie die des verhinderten Selbstmörders blieben trotz angespannter Lage die Ausnahme, für die Eindämmung der zunehmenden Konflikte innerhalb der eingesperrten, manchmal notleidenden Familien rief man in der Regel andere Psychologen als sie. Sie stand im Ruf, eher die messerscharfe Analytikerin zu sein als die mütterlich helfende Stimme. Zu Verhören bot man sie allerdings derzeit auch nicht mehr auf, die waren ohnehin auf ein Minimum reduziert worden. Bald fand sich Kinny tatenlos zu Hause sitzend, einerseits im Dienst und in dauernder innerer Unruhe, andererseits nur sporadisch mit Arbeit versehen. Nachdem sie eine Weile durch alle möglichen Nachrichtenseiten, israelische und ausländische, gesurft war und ihr Kopf sich abends zu drehen begann von all den dauernd aufdatierten Neuigkeiten über das

Virus, die ältere Erkenntnisse entweder endlos wiederholten oder glatt entwerteten, griff sie ins Bücherregal und nahm sich das dickste Buch heraus, das sie gerade finden konnte: Hannah Arendts *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. Doch wie sie bald merkte, haperte es auch mit dem Lesen. Sie bewunderte und beneidete Mia, die stundenlang in ihrem Zimmer saß, um ihre Abschlussarbeit zu beenden, die sie im Juni einreichen musste.

Inzwischen war sie immerhin stolz, dass sie zu ihrer Gewohnheit zurückgekehrt war, sich nur noch wenige Male am Tag mit der Aktualität zu beschäftigen. Lieber saß sie mit leerem Blick auf dem Sofa als mit brennenden Augen vor den vorbeiflimmernden Illusionen der Nachrichtenlage – selbst jetzt, wo jedermann im Land darauf wartete, bald mehr Einzelheiten über den Mord am Ehepaar Wacholder zu erfahren, und die Medien sich um jedes Häppchen Information oder Vorgeschichte ein wildes Rennen lieferten. Sie würde die Neuigkeiten dazu ohnehin rascher als die Öffentlichkeit aus erster Hand erhalten.

Sie überlegte sich gerade, ob sie, wie sie es Mia versprochen hatte, Rotem anrufen sollte, als sich Nissim tatsächlich wieder meldete.

»Na? Kommt ihr voran?«

»Was heißt vorankommen? Es herrscht Riesenzoff! Jetzt hat sich der Schabak eingeschaltet und möchte alles übernehmen.«

»Weil der Mörder ›Allahu Akbar‹ gerufen hat, nehme ich an.«

»Natürlich, Terrorismus, Islamismus, das kennen wir ja – aber wenn du mich fragst, ist das für unsere Geheimdienstheinis nur ein Vorwand, sich den wichtigsten Fall dieses Landes seit Jahren zu schnappen und die Polizei alt aussehen zu lassen.«

»Die ersten vierundzwanzig Stunden nach dem Mord sind die wichtigsten. Hast du jedenfalls immer gesagt, ich bin da nicht die Fachfrau. Ziemlich blöd, dann Zeit mit Streitigkeiten zu verlieren.«

»So ist es.« Sie konnte sich Nissims Gesicht genau vorstellen, das leise, zornige Flackern der Augen, während er äußerlich um Haltung bemüht blieb.

»Und wenn ihr das einfach aufteilt? Der Schabak untersucht die islamistische Szene, während ihr den Rest durchkämmt.«

»Na, wie soll das gehen, meine Liebe? Irgendeine zentrale Stelle wertet doch alle Daten aus, irgendwo müssen die Informationen zusammenlaufen. Du kannst nicht alles duplizieren.«

»Dann beruft eben eine gemeinsame Schaltstelle ein.«

»Wir werden sehen. Im Moment sind wir jedenfalls blockiert.«

»Wir müssen diesen Mörder finden, Nissim. Ich sage das nicht nur, weil ich die beiden kannte und vor allem Gil sehr mochte. Es wäre eine Katastrophe für dieses Land, wenn wir den Mord nicht aufklären.«

»Jetzt mal den Teufel nicht gleich an die Wand, Kinny«, beschwichtigte er. »Die Sache ist noch keine zwölf Stunden her. Wir kriegen das schon gebacken.«

»Hoffen wir's. Danke jedenfalls für deinen Anruf.«

»Du fehlst mir, Kinny. Ich meine, wenn wir uns wenigstens mal wieder physisch sehen könnten ...«

»Nun werd mal nicht melodramatisch. Krise ist Krise, da müssen wir jetzt alle durch. Halt mich auf dem Laufenden, ja?«

»Und was habe ich soeben gemacht?«, fragte er mit gespielter Entrüstung.

»Wenn ich was erfahre, melde ich mich natürlich auch«, sagte sie, ohne zu wissen, was das sein könnte.

Als sie aufgelegt hatte, blieb sie kurz in Gedanken versunken am Tisch sitzen, dann stand sie auf und klopfte an Mias Zimmertür, um ihr zu sagen, dass sie für eine Stunde wegmüsse.

Es waren ungewöhnlich kalte Frühlingstage, und trotz Anorak fröstelte sie leicht, als sie auf die Straße trat. Sie war schon seit zwei Tagen nicht mehr draußen gewesen, was früher kaum vorgekommen war. Sie lief durch die ausgestorbenen Straßen. Die bis vor dem *seger* stark frequentierte Ausgehmeile Emek Refaim, durch die nun kaum mehr Busse und Autos brausten, hatte ein neues Gesicht bekommen. Es war eine der eigenartigsten Straßen der Stadt. Bekannt für ihre trendigen Restaurants und Cafés, bot sie aufmerksamen Fußgängern zugleich interessante Einblicke in die Vergangenheit, mit den Templerhäusern aus dem 19. Jahrhundert, über deren Eingängen in Frakturschrift deutsche Bibelverse eingemeißelt waren. Hinter einer in hohe Mauern eingelassenen diskreten kleinen Tür befand sich auch der einstige Templerfriedhof. Manchmal stand er offen, und einmal war Kinny hineingegangen und erstaunt gewesen, auf dem romantisch anmutenden Gelände ein ziemlich hässliches Denkmal zu finden, auf dem der deutschen Gefallenen beider Weltkriege gedacht wurde. Es hatte Kinny vollkommen verblüfft, dass im Zentrum Jerusalems jenen ein ehrendes Gedenken zuteil wurde, deren Eroberungen die Auslöschung der europäischen Judenheit erst ermöglicht hatten.

Das Laufen wärmte Kinny etwas auf. Sie bog rechts in die Rachel-Imenu-Straße ein, die hier noch breitspurig nach Katamon führte, wo sie sich dann nach einer Weggabelung zu einer Einbahnstraße verjüngte. Auf Höhe des griechischen Konsulats ging es nochmals nach rechts die Tel-Chai-Straße hinauf. Nach fünfzehn Minuten war sie vor Ort.